

## Diskussion

**CHRISTINE WINDBICHLER** Ich möchte auf das Rogoff-Debakel zurückkommen und die These aufstellen, dass dieses Rogoff-Debakel auch dazu dienen kann, das Vertrauen in die Wissenschaft als Prozess zu stärken. Zunächst als Auftakt zu einer Debatte war das natürlich rhetorisch sehr schön, wie Herr Grötschel das gebracht hat, aber eher auf der Linie der frisch erschienenen *Gegenworte* war es doch etwas „skandalisierend“. Was der Granaten-Fehler war, hat Herr Börsch-Supan sehr deutlich gesagt, nämlich diese 90%-Benchmark, weil das etwas ist, was die Disziplin eigentlich nicht hergibt. Was waren die sonstigen Fehler? Es waren Rechenfehler in einer Excel-Tabelle, es fiel das Stichwort „Fälschung“. Nach meinem Zeitungsleser-Wissen lag keinerlei Fälschung vor. Denn wie kam es zur Aufdeckung dieser Fehler? Rogoff und sein Team haben die Rohdaten zugänglich gemacht, und zwar einem Doktoranden, der gern damit weiterarbeiten wollte. Und dabei kam der Rechenfehler auf. Es kamen aber auch deshalb andere Ergebnisse heraus, weil in diesen übermittelten Daten mehr drin war als im ursprünglichen Paper verarbeitet. Und das lag daran, dass sie ihr Projekt weitergeführt und nachträglich eingegangene Daten natürlich ständig nachgefüttert haben. Das ist aus meiner Sicht keine Fälschung, sondern das war fortgeschrieben. Was ist das Positive an der Geschichte? Wissenschaft als Prozess hat funktioniert. Die Rohdaten wurden offengelegt, der Fehler wurde gefunden, man kann an dem Projekt weiterarbeiten. Und was erhalten bleibt, ist die Erkenntnis, nicht als Benchmark, als Punkt, sondern als Korridor, nämlich der Korrelation von Staatsverschuldung, Wachstum usw. Und die Skandalisierung ist eher darin zu sehen: Wieso lassen die sich zur Formulierung einer Benchmark verleiten? Was ist da die treibende Kraft? Ist das nicht vielleicht das Wunschdenken der Politik, das der Wissenschaft als Prozess schadet? Dies also wirklich nur mit Fragezeichen, es ist eine Vermutung. Und das Nachteilige ist, der Vertrauensverlust durch den Fehler „Benchmark“ verschüttet auch das, was in Erkenntnis in diesen Studien drinsteckt, nämlich die Erkenntnis der Korrelation.

**PETER WEINGART** Ich möchte auf einen Aspekt hinweisen, der noch nicht erwähnt worden ist, und zwar, dass diese Vertrauensproblematik,

der sich die Wissenschaft gegenüber sieht, etwas zu tun hat mit dem Kontext einer sich sozusagen neu bildenden Demokratie. Die Erwartung, die die Öffentlichkeit an die Wissenschaft hat, gehört zu dem Wandel, den Herr Zürn beschrieben hat. Ich bin mir nicht sicher, ob ich seine Auffassung teile, dass das gleichzeitig ein größeres Vertrauen in die Experten bedeutet. Ich sehe eigentlich eher das Gegenteil: Die Experten sind in den letzten zwanzig Jahren erheblich in die Kritik gekommen – was nicht bedeutet, dass sie nicht angerufen werden, aber es werden eben mehrere Experten mit unterschiedlichen Auffassungen angerufen, und das hat etwas mit dem neuen Selbstverständnis der Öffentlichkeit zu tun. Das führt zu einer weiteren Folgerung, nämlich: Wer ist Öffentlichkeit? Die Öffentlichkeit ist in erster Linie repräsentiert durch die Medien. Die Politik fordert, die Wissenschaft müsse sich rechtfertigen, Bericht erstatten. Das hat dazu geführt, dass Wissenschaftler sich viel stärker als früher an die Medien wenden, und die Wissenschaft tut dies auch als Institution. Daraus entstehen zwei fehlerhafte Entwicklungen: Das eine ist Image-Werbung für die Wissenschaft. Die hat inzwischen merkwürdige Blüten produziert. Alle Institutionen publizieren Glanzfolienprospekte, die viel, viel Geld verschlingen und nicht gelesen werden – wir wissen das inzwischen sogar aus Untersuchungen. Die zweite Folge ist Übertreibung, Übertreibung seitens der Wissenschaftler, wenn sie ihre Befunde veröffentlichen – das Beispiel mit den 90% ist dem wahrscheinlich geschuldet. Das heißt also, man versucht, etwas knackig in die Presse zu bringen in der Erwartung, dass das dann Erfolg hat, und zwar Erfolg im Sinne von Aufmerksamkeit. Das führt dann im schlimmsten Fall dazu, dass genau das Gegenteil eintritt, nämlich die Aufmerksamkeit, die die Medien dann in der Tat dieser Meldung widmen, führt zu Vertrauensverlust. Da Herr Marksches sagt, es ist eine Aufgabe der Akademie, sich um dieses Problem zu kümmern, darf ich in diesem Zusammenhang darauf hinweisen, dass ich die Ehre habe, der Arbeitsgruppe der Leopoldina, acatech und BBAW vorzusitzen zum Thema „Wissenschaft, Öffentlichkeit, Medien“, und wir werden demnächst mit Empfehlungen an die Öffentlichkeit treten, die versuchen, diesen Sachverhalt in eine neue Bahn zu lenken.

**CHRISTOPH MARKSCHIES** Man kann ja – wenn ich mich ganz kurz auch als Moderator einschalten darf, Herr Weingart – das, was Sie gesagt haben, insofern noch fortsetzen: Wir haben auf Grund dieses öffentlichen Kommunikationszusammenhangs kein Vertrauen darin, dass wir den Differenziertheitsgrad unserer Äußerungen wirklich in der Öffentlichkeit weitergeben können. Und sind in der etwas unglücklichen Lage, dass wir selber sehr viel Differenzierung aus unseren öffentlichen Voten

herausnehmen und damit im Grunde ein bisschen die Aufgabe verraten, eben genau den mittleren Weg zwischen Vertrauenszerstörung und Vertrauensaufbau zu gehen. Wir schlagen uns dann, herausgefordert durch die Politik oder herausgefordert durch die kommunikative Situation, entschlossen auf eine Seite – es gilt ja für beide Seiten –, und sind dann selber etwas verwundert über die Ergebnisse, die das zeitigt.

**PETER WEINGART** Ich darf vielleicht nur noch hinzufügen: Es ist die Gründung eines sogenannten „Science Media Centers“ nach dem englischen Vorbild im Gespräch. Bei den Engländern ist die Wissenschaft verantwortlich, und das wiederum birgt das Problem, dass sie als Interessengruppe wahrgenommen wird, wenngleich der Erfolg des englischen Science Media Centers schon ganz erheblich war. Aber die Deutschen sind insofern auf einem besseren Weg, als sie jetzt das Science Media Center, das da im Gespräch ist, in die Hände der Wissenschaftsjournalisten legen wollen, sodass diejenigen, die die eigentliche Kommunikationsaufgabe haben, auch dafür zuständig sind. Aber natürlich geht das nur im Gespräch mit der Wissenschaft selbst, und ich denke, dass die BBAW diesen Versuch unterstützen sollte. Man kann nur hoffen, dass das zum Erfolg kommt.

**MITCHELL G. ASH** Ich fange an mit zwei ganz kurzen Formulierungen aus der Geschichte. Die erste ist von Robert Merton, dem großen Soziologen, der vielleicht uns allen schon bekannt ist für die Formulierung oder die Beschreibung der wissenschaftlichen Tätigkeit als „organized skepticism“, also „organisierter Skepsis“. Die zweite Formulierung stammt von einem früheren Akademie-Mitglied namens Eduard Spranger aus den 1920er Jahren – Eduard Spranger ist heute kaum noch bekannt, er war damals einer der einflussreichsten Philosophen deutscher Zunge. Er hat in einer Rede an dieser Akademie die wunderschöne Formulierung geprägt: „Skepsis ist Sepsis“. Also diese beiden Aussagen wollte ich kurz einmal gegenüber gestellt wissen und in die Runde werfen für die Diskussion. Meine Meinung dazu, zumindest was Merton betrifft, ist, dass er mit „Skepsis“ nicht Misstrauen gemeint hat. Ich würde das aber gern die an der Diskussion Beteiligten fragen, ob sie das auch so sehen? Was Merton unter „Skepsis“ verstanden hat, war nicht ein prinzipielles Misstrauen in den Wahrheitsgehalt wissenschaftlicher Aussagen, sondern methodisches Abklopfen, logisches Abklopfen, also das, was wir normalerweise unter „Kritik“ verstehen, systematisiert und organisiert allerdings, wie er sagte, sodass am Ende ein vertrauenswürdiges Ergebnis herauskommen soll. So denke ich mir, dass Merton es gemeint hat. Spranger hingegen mit seiner noch einprägsameren Formulierung

scheint tatsächlich den Wunsch impliziert zu haben, man möge von dieser relativistischen Diskussion endlich einmal absehen und wieder Vertrauen gewinnen in die Aussagen der Wissenschaft als Wahrheiten. Möglicherweise, wenn man das so sieht, wäre die Position Sprangers, so schön und eloquent sie formuliert war, doch überlebt. Aber das stelle ich lieber als Frage in die Runde denn als fixe Aussage.

**WILHELM VOSSKAMP** Beim Anhören der Beiträge fiel auf, dass offensichtlich die Skepsis in das individuelle Vertrauen größer ist als die Skepsis gegenüber Institutionen, insbesondere nach dem Beitrag von Herrn Dössel, wenn er konstatierte, das Vertrauen in Maschinen sei größer als das Vertrauen in Menschen. Da fragt man sich natürlich: Wer macht diese Maschinen? Das können ja nur Menschen sein. Also eine eigentümliche Paradoxie, die dann genauso beobachtbar war in dem Beitrag von Herrn Zürn: Das Vertrauen in den Einzelnen geht zurück und damit auch das Vertrauen in die Demokratie zugunsten von Institutionen, beispielsweise des Verfassungsgerichts. Woraus erklärt man sich diese Diskrepanz zwischen dem Verlust an individuellem Vertrauen zugunsten des Gewinns an institutionellem Vertrauen? Das scheint mir eine eigentümliche Paradoxie zu sein in all diesen Beiträgen, und ich frage: Woran liegt das eigentlich? Denn auch die Institutionen sind ja nichts anderes als institutionalisierte Menschen-Kooperationen.

**BERND SCHOLZ-REITER** Ich habe mich gefragt, warum in den Beiträgen der Begriff „Ethik“ nicht einmal gefallen ist? Denn ich glaube, dass Vertrauen stark von den ethischen Grundsätzen in einer Gesellschaft abhängt. Offenkundig wurde das auch in der Bewertung von Plagiaten in Bezug auf Doktorarbeiten in der Vergangenheit. Das ist zum Beispiel in Deutschland anders gesehen worden als in anderen Ländern, und das hängt stark mit den ethischen Grundsätzen der jeweiligen Gesellschaft zusammen. Das sollten wir, glaube ich, auch noch einmal hinterfragen.

**JÜRGEN MITTELSTRASS** Das ist eigentlich nur ein kleiner Zwischenruf zu dem, was Herr Weingart sagte. Noch einmal das Stichwort „Differenzierungsverlust“, das uns im Zusammenhang mit Wissenschaft und Medienwelt zu schaffen macht. Ich möchte nur daran erinnern, dass die Wissenschaft an dieser misslichen Situation nicht unschuldig ist. Nehmen Sie die die Public-Understanding-of-Science-Bewegung, die sich auch – vielleicht auch nur im Nachhinein, aber einige haben es damals schon bemerkt – als die bewusste Pflege eigener Naivität auf Seiten der Wissenschaft verstehen lässt. Jedenfalls als der bewusste Verzicht auf jede Differenzierung: Es wurde der Eindruck erweckt, Wissenschaft ist

einfach, lässt sich überall erklären; Kinderuniversitäten entstanden usw. Das heißt, die Wissenschaft hat sich selbst auf ein Niveau begeben, aus dem sie schlecht wieder heraus kam. Stichwort „Differenzierung“: Wissenschaft ist nun mal harte Arbeit, das ist völlig unter den Tisch gefallen.

**ULRIKE KUHLMANN** Was ja offensichtlich geworden ist, dass Vertrauensverlust etwas mit überzogenen Erwartungen zu tun hat, und überzogene Erwartungen haben etwas damit zu tun, dass zu wenig differenziert worden ist. Das ist ein durchgängiges Thema hier. Ich möchte davor warnen, bei diesem Schritt – stärkere Differenzierung, Klarstellung, dass es Grenzen gibt in unseren Vorhersagen – stehen zu bleiben. Ich denke, wir müssen auch Mut machen, trotzdem Entscheidungen zu treffen. Das ist nämlich etwas, was wir im alltäglichen Leben alle miteinander machen: Wir treffen Entscheidungen, und wir treffen sie auf der Basis nicht hundertprozentiger Vorhersagen. Das heißt, diese Differenziertheit soll uns nicht blockieren. Und ich glaube, das ist auch ein Vorwurf, den man manchen Wissenschaftlern machen muss, dass sie bei diesem Schritt stehen bleiben – Differenzierung: du kannst es so machen, du kannst es anders machen – und sich dann nicht trauen, eine klare Entscheidungsempfehlung zu geben. Das ist notwendig, man muss sagen: „Wir haben eine schwache Basis, aber das ist die beste Möglichkeit, die wir haben.“ Das ist etwas, was wir eigentlich im Alltagsleben machen und was von der Öffentlichkeit, wenn es so dargestellt würde, auch akzeptiert würde.

**CHRISTOPH MARKSCHIES** Herr Börsch-Supan hatte es ja so schön als „trivial“ charakterisiert, aber wahrscheinlich nur in der Entwicklung der Theorie, nicht in den praktischen Konsequenzen: Zu wenig Vertrauen führt eben zu mangelnder Risikobereitschaft, und auch das gibt es in der Wissenschaft. Eine Wissenschaft, die sozusagen im Grunde letztlich zur Lebensuntüchtigkeit führt, weil sie alles so lange problematisiert, bis keinerlei Entscheidungen mehr zu fällen sind. Das ist die eine Gefahr, die auf der einen Seite lauert, und die andere Gefahr haben wir auch sehr ausführlich beschrieben. Es gilt eben, den mittleren Weg zwischen Skylla und Charybdis an dieser Stelle zu finden, wenn ich mir gestatten darf, eine Beschreibung des Dilemmas aus der klassischen Altertumswissenschaft zu wählen.

Wir haben jetzt noch die Gelegenheit – und dann können wir tatsächlich ganz pünktlich schließen –, dass die heute Sprechenden noch einmal sich zu Wort melden könnten, wenn sie das denn möchten. Herr Dössel, möchten Sie reagieren? Herr Zürn? Sie müssen noch mal etwas sagen zu diesem Thema – Verzeihung, dem Thema der Sozialwissenschaften. Das

haben Ihnen alle geglaubt, dass es kein Vertrauen in die Sozialwissenschaften gibt. Ich bin, muss ich gestehen, etwas verwundert, meinen das wirklich alle Sozialwissenschaftler? Oder schweigen Sie jetzt nur, weil es jetzt Mittag ist und – um auch wieder einmal die christliche Antike und ihr Weltbild zu bemühen – uns alle der Mittagsdämon bedroht?

**MICHAEL ZÜRN** Herr Marksches, sie fordern zu Recht eine Differenzierung der steilen These vom fehlenden Vertrauen in die Sozialwissenschaften ein. Natürlich haben die Sozialwissenschaften in der Gesellschaft eine Form des Vertrauens, wie sie die Wissenschaft als Ganzes genießt. Es ist ein Vertrauen in den Prozess, in das Verfahren. Insofern besitzen die Resultate wissenschaftlichen Arbeitens durchaus einen privilegierten Status in der Öffentlichkeit. Auf Grund der Reflexivität der Sozialwissenschaften, die sich durch die Konkurrenz mehrerer Paradigmen ergibt, gibt es an dieser Stelle möglicherweise sogar mehr Vertrauen als in Disziplinen mit einem dominanten Paradigma. Was ich aber zu sagen versuchte, ist, dass die Sozialwissenschaften, wenn es um die Frage des Vertrauens in die Wahrhaftigkeit der Deutungen, der Empfehlungen und Prognosen geht, kein Vertrauen genießen kann. Da es nicht eine dominante Theorie in den Sozialwissenschaften gibt, kann es im Prinzip auch keine einheitlichen Empfehlungen, keine einheitlichen Deutungen und keine einheitlichen Prognosen geben. Diesen Aspekt habe ich betont. Es ging mir um den Unterschied zwischen Disziplinen, die ein dominantes Paradigma im Kuhn'schen Sinne haben (das sich dann natürlich irgendwann wandelt, ohne Frage) und solchen, in denen wir eine quasi multi-paradigmatische Situation haben, was auf die Sozialwissenschaften zutrifft.

Ich darf dann vielleicht noch einen Satz zu dem Paradox des von Herrn Voßkamp problematisierten Verhältnisses von Vertrauen in Individuen und Vertrauen in Institutionen sagen: Institutionen sind dazu da, um die individuellen Fehler zu minimieren; sie sollen Verfahren bereit stellen, in die die individuellen Qualitäten eingehen können, aber gleichzeitig für individuelle Fehler korrigiert wird, sodass dann das Ergebnis weniger fehlerintensiv ist als das individuelle Urteil. Und das gilt natürlich für die Maschinen in ähnlicher Weise. Mir geht es dann eben auch so, dass ich im Allgemeinen dem Navigationssystem eher traue als dem Kartenlesen des Beifahrers.

**AXEL BÖRSCH-SUPAN** Vielleicht darf ich relativ kurz, und zwar mit Bezug auf Politikberatung noch einmal aufgreifen, was Herr Weingart gesagt hat. Es ist ja nicht so, dass da zwei Akteure sind, nämlich der Berater und der Zu-Beratende, sondern die Presse spielt eben eine ganz

wichtige Rolle. Und die Presse drängt einen so lange – ich sage das wirklich aus eigener Erfahrung –, bis sie etwas ganz Präzises, Zugespitztes hat, um dann draufzuhauen und es zu skandalisieren. Wenn man von vornherein sagt – also ich nehme jetzt einmal das Beispiel Rogoff und übertreibe es, das entspricht jetzt nicht den wahren Zahlen –, die Zahl ist irgendwann zwischen 0 und 300%, dann ist man natürlich völlig sicher, man hat sich immunisiert. Dann kann man es aber auch vergessen. Offensichtlich muss man es relativ eng fassen, und je enger man es fasst, desto klarer ist die Botschaft und desto eher kommt sie an. Und wenn man seine Verantwortung ernst nimmt, dann möchte man ja auch eine klare Botschaft anbringen. Umgekehrt hat man die Verantwortung, sozusagen ehrlich zu sein und möglichst gut abzuschätzen – nicht nur die Punktprognose, sondern auch die Spannungsbreiten. Und diese beiden Verantwortungen gegeneinander abzuwägen, das ist ziemlich schwierig. Also es sagt sich so leicht: Auf der einen Seite ist eine unklare Message überhaupt keine, die kann man auch vergessen, aber eine klare Message liegt eben oft daneben und wird der eigenen Wissenschaftlichkeit nicht gerecht. Skylla und Charybdis ist schon genau das richtige Bild.

**CHRISTOPH MARKSCHIES** Wir haben vielleicht im Rahmen dieser Debatte noch zu wenig in den Blick genommen, wie die Akademie selber Vertrauen, das auf sie in verschiedenen Bereichen der Öffentlichkeit gerichtet wird, stärken kann. Denn zu den, wie mein Münchner Kollege Trutz Rendtorff manchmal sagt, „Vielspältigkeiten“ gegenwärtiger Wirklichkeit gehört ja auch, dass es auf der anderen Seite viel Vertrauen in diese Akademie gibt, aber man immer wieder sagen muss, Vertrauen in Akademien, in die Akademien-Landschaft, in einzelne Akademien wird auch immer wieder erschüttert, und es gibt auch Zeichen dafür, dass es nicht nur Vertrauensaufbau, sondern auch an dieser Stelle Vertrauensschwund gibt. Ich denke, heute ist deutlich geworden, dass wir ein gewisses Vertrauen auf unsere Vertrauenskompetenz und unsere vertrauensbildenden Kompetenzen haben dürfen, aber dass es vielleicht doch auch gut tut, bei jedem Thema darauf zu achten, inwiefern wir es nutzen können, um Vertrauen in diese Akademie zu stabilisieren und unserer Aufgabe des mittleren Weges, der *Via media* jenseits von naive Vertrauensaufbau, aber auch einer etwas merkwürdigen Verliebtheit in Vertrauenszerstörung zu entkommen und zwischen Skylla und Charybdis zu gehen. Den allerletzten Satz dieser Debatte spricht, bevor wir an den Präsidenten zurück geben, Herr Grötschel.

**MARTIN GRÖTSCHEL** Ja, vielen Dank. Ich möchte noch ein paar Worte sagen zu der Art und Weise, wie die heutige Debatte entstanden ist.

Die Zusammenstellung der Vortragenden war nicht ganz einfach. Wie Sie an meinen Beispielen aus den Medien gesehen haben, ist das Thema „Vertrauen in die Wissenschaft“ in den Bereichen Medizin und Ökonomie besonders virulent, Technik scheint nicht mehr im Vordergrund zu stehen. Das liegt natürlich auch daran, dass die Technikwissenschaftler sehr viel aus Vorkommnissen in der Vergangenheit gelernt haben. Unser Vortragender aus diesem Gebiet, Olaf Dössel, hat ja sehr klar, deutlich und selbstbewusst dargestellt, wie die Techniker Qualitätskontrolle usw. heute angehen. Und das zeigt Wirkung. Denken Sie daran, dass, als früher Dampfkessel explodierten, der TÜV gegründet wurde. In den 50er Jahren sind Flugzeuge in der Luft auseinandergebrochen. Heute regen wir uns eher darüber auf, dass alle Boeing-Dreamliner auf dem Boden bleiben müssen, wenn in einem dieser Flugzeuge eine Batterie defekt ist. Die Technikwissenschaftler haben Mechanismen gefunden, um Sicherheit zu garantieren. Deswegen ist das Vertrauen in die Technikwissenschaft eher gewachsen als gesunken. Die Medizin dagegen hat zurzeit einen schweren Stand, und den schwersten Stand in unserem Debattenfeld haben heutzutage die Ökonomen.

Herr Markschies und ich hatten durchaus Mühe, in einigen der Themenfelder Vortragende zu finden. Zu allem Überfluss sind dann noch in den letzten beiden Wochen zwei Vortragende ausgefallen. Wir sind daher den Kollegen Zürn und Börsch-Supan besonders dankbar, dass sie so kurzfristig bereit waren einzuspringen. Axel Börsch-Supan sind wir mehr als dankbar, dass er diesen Vortrag übernommen hat, denn wenn das eigene Gebiet gerade der Prügelknabe der Nation ist, ist das nicht ganz einfach. Er hat sehr souverän dargestellt, dass die Sachverhalte in der Ökonomie sehr komplex sind und differenziert betrachtet werden müssen.

Ich denke, wir haben heute und in der vorausgegangenen Sitzung der Versammlung nicht nur einfache Skizzen, sondern insgesamt die Präsentation eines sehr farbigen und vielfältigen Bildes gesehen. Vertrauen ist, wie Barbara Krahé es darstellte, kein einfaches Konstrukt. Für das Funktionieren von Wissenschaft in unserer Gesellschaft sind Vertrauen in die Wissenschaft und Vertrauen in der Wissenschaft essentiell. Integriert über alle Bereiche ist der Zustand – trotz einiger Mängel – gut, wir müssen allerdings daran arbeiten, dass es so bleibt. Ich bedanke mich – zusammen mit Herrn Markschies – nochmals bei allen Vortragenden für die Beiträge und bei Ihnen, liebe Versammlungsmitglieder, für die anregende Diskussion. Herzlichen Dank!